

Ein Schulfall.

Für den Literaten wie für den Geistesarbeiter überhaupt, ist während des Krieges eine schwere Zeit. Nicht allein, daß alles öffentliche Interesse von den Fragen, die sonst im Leben bestimmend wirken, abgelenkt und den Ereignissen auf den Schlachtfeldern zugewendet ist, bedingt auch die scharfe Kriegszensur, daß der Publizist in seinem Schaffen gehemmt ist. — Und dennoch ist es, wie kürzlich Ernst Lissauer im Schlußwort des Deutschen Schriftstellers in Berlin ausführte, eine ganz falsche Meinung, daß heute, wo das Waffenhandwerk an erster Stelle stehe, der Mann der Feder zu schweigen habe. Aufgabe des Schriftstellers nämlich sei es als Dichter oder als Publizist, das Wesen der Nation auszudrücken. . . . Er müsse der Seelsorger der Nation sein.

Von den hohen sittlichen Aufgaben, die hier dem Schrifttum gestellt sind, spürt man freilich in diesen Tagen bei uns sehr wenig. Die Zeitungen und Wochenschriften, ja selbst die Unterhaltungsblätter sind einfach auf den Krieg eingestellt und begnügen sich damit, dem rohesten Sensationsbedürfnis der Leser zu dienen. Ernstliche Publizisten und feinsinnige Dichter waten im Blut und sind gegen früher nicht mehr zu erkennen. Der Krieg hat einfach sondern auch in den Köpfen so mancher Schriftsteller, die der Versuchung nicht widerstehen können, besonders effektvolle Episoden vom Kriegsschauplatz „dichterisch“ zu verarbeiten. Nun hat freilich der Dichter das unbestrittene Vorrecht, es mit der Wahrheit nicht allzu genau zu nehmen; was dabei aber manchmal zum Vorschein kommt, wollen wir an einem Schulfallbeispiel etwas näher betrachten.

Vor sechs Wochen etwa ging durch die Zeitungen eine kleine Notiz. Sie trug den Titel: Der Reiter ohne Kopf. Es wurde davon ein österreichischer Soldat erzählt, daß er gesehen habe, wie einem Kosaken im Kampfe der Kopf auf einen Hieb vom Numpfe geschlagen worden sei und der kopflose Kosak dann noch eilends fünfzig Schritte von seinem Pferde weiter getragen wurde. Der Anblick soll gräßlich gewesen sein, was ja auch zu glauben ist. Ob so etwas möglich ist oder nicht, soll hier nicht weiter untersucht werden. Diese Geschichte nun erschien nachher eines Sonntags im „Prager Tagblatt“, und zwar in ganz neuem Gewande.

Aus dem Kosaken ist ein deutscher Kavallerist und Sozialdemokrat geworden. Der „rote Schulze“ wird er vom Leutnant Vornhard, der diese Geschichte angeblich erzählt, genannt. Der „rote Schulze“ war in der Kavalerie natürlich ein widerpenfziger Soldat und verdiente seinen Namen seiner roten Gesinnung. Aber seit er im Felde und im Kampfe stand, war er wie umgewandelt und der beste Soldat. Also dieser „rote Schulze“ wird eines Tages von Todesstrafen befallen und vertraut es dem Leutnant an. Und wirklich! Noch am selben Tag kommt es zum Treffen, und der „rote Schulze“ jagt auf seinem Pferd schnurstracks in die feindlichen Kosaken hinein, nicht ohne vorher seinen Kameraden zuzurufen: „Adieu, Herr Leutnant! Adieu, Junge!“ Im Handumdrehen ist er bei den Kosaken, von denen er drei ins Jenseits befördert; dann ereilt ihn sein Schicksal: ein anderer Kosak schlägt ihm von hinten mit einem Hieb den Kopf ab.

Aber merkwürdig! Der „rote Schulze“ sinkt nicht vom Pferd! Nein, er reitet noch weiter und der Anblick des kopflosen Reiters erfüllt die Kosaken mit Entsetzen und Furcht, so daß sie sich freiwillig gefangen nehmen lassen, soweit sie nicht in wilder Flucht davonliefen.

Und das Geheimnis des „roten Schulze“? Angebunden hatte sich der ahnungsvolle Engel an den Gaul, damit er nicht herunterfiele, wenn er um den Kopf kommen sollte.

Käme doch einer und bänke mal solche Dichter an!

Hundert Jahre Zeitungsdruck.

Es sind nun hundert Jahre her, als eines Montags den Druckern im Pressehof der „Times“ die Order zugeht, bis auf weiteres mit dem Einsetzen der Zeitungsformen zu warten. Das Eintreffen höchst wichtiger Nachrichten vom Kontinent stehe in Aussicht. So sagte man den Druckern, in Wirklichkeit aber sollte in der Nacht vom 23./24. November die von dem deutschen Erfinder König zusammengestellte Schnellpresse zum ersten Male im „Times“-Betriebe die Zeitung drucken.

Eine Dampfmaschine setzte die im Nebengebäude heimlich aufgestellte König-Maschine in Betrieb, die Räder fingen an zu kreisen,

und bald schuf, wie es in einem Bericht aus jener Zeit heißt, „das harmonische Spiel der König-Maschine Hunderte und Tausende von gedruckten „Times“-Blättern für das lesebegierige Publikum“. Mit Spannung verfolgten König und Bauer, die beiden Fabrikanten der Maschine, in jener Nacht die Tätigkeit der Presse, überwachten alle Bewegungen, bis endlich alle Kummern der „Times“ fertiggedruckt vorlagen. Auch der Besitzer der Zeitung, ein Mr. Waller, hatte dem Druck seines Blattes beigewohnt, und am Morgen um sechs Uhr des nächsten Tages trat er mit den gedruckten „Times“-Blättern in der Hand in den Druckerhof ein, um triumphierend zu verkünden, daß jetzt die Drucker nach Hause gehen könnten. Denn die Zeitung sei durch die Maschine fertiggestellt worden. In einem stimmungsvollen Zeitungsartikel dieser Nummer aber war zu lesen: „Man hat die Maschine nur mit Papier zu versorgen, sie selbst treibt die Form hin und her, bringt den Bogen auf die eingeschwärtzte Form, druckt ihn und liefert ihn dann in die Hand einer zu seinem Empfang bestellten Person. Gleichzeitig geht die Form zurück zum abermaligen Empfang von Farbe für den Druck des nachfolgenden Bogens; das komplizierte Verfahren geschieht mit solcher Schnelligkeit und Gleichzeitigkeit in allen Bewegungen, daß nicht weniger als 1100 Bogen in einer Stunde gedruckt werden.“

Inzwischen ist das Zeitungswesen zu einer Macht geworden, zu einem wichtigen öffentlichen Faktor und Gradmesser, der die Sorgen und Kämpfe der Völker widerspiegelt. Und mit der zunehmenden Bedeutung des Zeitungsbetriebes selbst sind auch die technischen Hilfsmittel gewachsen. Aus der ersten Zeitungsprelle, die damals im „Times“-Saal aufgestellt wurde, ist eine Rotationsmaschine geworden, ein Zeitungsseesaut.

Den Gegensatz zwischen früher und jetzt charakterisiert die neueste Rotationsmaschine, die auch aus der Fabrik von König und Bauer stammt und 96-seitige Zeitungen druckt. Wie in einer der letzten Nummern von Mlands Zeitschrift „Der Maschinenkonstrukteur“ mitgeteilt wird, werden auf der Maschine 24 Bogen zweimal zusammengefalzt als fertige Zeitung hergestellt. Der Fachmann kann sich eine Vorstellung davon machen, wenn er hört, daß diese Maschine mit einer Papiergeschwindigkeit von 200 Meter in der Minute und mit 12 000 Druckzylinder-Umdrehungen arbeitet. Die gesamte Länge der Maschine mit Einschluß der Reserverollen beträgt 10 Meter, die Höhe ungefähr 4 Meter.

Auch auf diesem Arbeitsgebiet hat die Technik die Produktion gesteigert und doch die Arbeit mechanisiert. Mit der Verdrängung von Arbeitskräften durch die damalige Schnellpresse ist es an heute ist die Rotationsmaschine ein Automat, der die verschiedensten Operationen selbst übernimmt und nur noch ein paar Arbeiter zur Bedienung und Veraufsichtigung übrig läßt.

Hat Luther die neuhochdeutsche Sprache geschaffen?

In den Schulen wird gewöhnlich gelehrt, daß Luther unsere neuhochdeutsche Schriftsprache „geschaffen“ habe, während die wissenschaftliche Forschung diese Auffassung bereits seit geraumer Zeit als unhaltbar erkannt hat. Professor Dr. Karl Franke, Verfasser der „Grundzüge der Schriftsprache Luthers“, untersucht in einem Aufsatze im neuesten Hefte der „Grenzboten“, welches der geschichtliche Kern dieser berühmten Legende ist.

Luther selbst soll ja nach seinen Tischreden gesagt haben, er habe keine gewisse, sondern eine eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß ihn beide, Ober- und Niederländer, verstehen möchten, und er rede nach der sächsischen Kanzlei, der alle Fürsten und Könige in Deutschland nachfolgten. Auch soll er bemerkt haben, daß Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich von Sachsen die deutsche Sprache in eine gewisse Sprache zusammengezogen hätten. Daraus ist nun sabel deutlich zu erkennen, daß Luther weder in seiner eigenen Mundart schreiben noch eine Schriftsprache schaffen wollte, sondern daß er sich nach der schon vorhandenen Verkehrssprache der Kanzleisprache Kaiser Karls IV., die südost-mitteldeutschen Charakter hat, die Grundlage unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, und es waren später zwischen der kaiserlichen Kanzlei zu Wien und der kurfürstlichen bestimmte Vereinbarungen über die Schreibweise getroffen worden, der sich auch andere deutsche Kanzleien angeschlossen haben.

Im 1500 war der kaiserliche Kanzler Ziegler die höchste sprach-

liche Autorität in Deutschland, und zahlreiche Urkunden bezeugen seine Schreibart weithin. Bei Lebzeiten Maximilians I. schien es, als sollte sich die Einigung der deutschen Schriftsprache auf Grund der kaiserlichen Kanzleisprache vollziehen. Aber nach seinem Tode, als Kurfürst Friedrich der Weise als Reichsverweser einhalb Jahre die Reichsleitung führte, stieg der Einfluß der kurfürstlichen Kanzlei, und der neue Kaiser Karl von Spanien, der die deutsche Sprache weder rebete noch liebte, war nicht der Mann, seines Vorgängers Sprachreform fortzusetzen und die kurfürstliche Kanzlei in den Schatten zu stellen. Eher der Kurfürst von Mainz, der jetzt wieder als Erzkanzler die Reichstagsabstiche ausfertigte, natürlich in weitmitteldeutscher Kanzleisprache. Aber gerade dadurch wurde wieder das Schwergewicht des Mitteldeutschen überhaupt verstärkt, und dann war es schließlich von Bedeutung, daß der größte deutsche Schriftsteller jener Zeit der kurfürstlichen Kanzlei vor der kaiserlichen den Vorzug gab.

Ein zweites sprachliches Verdienst Luthers ist, daß er der Entfremdung der deutschen Kanzlei und damit überhaupt der Schriftsprache von der lebendigen Volkssprache Einhalt tat. Denn er wollte in seine Schriftsprache keine Hof- und Schloßwörter, sondern einfache Wörter aufnehmen; deshalb „sah er dem gemeinen Mann auf das Maul“, befragte die Handwerker und sammelte Ausdrücke der Kinder bei ihren Spielen. Der Siegeszug des mitteldeutschen Wortschatzes nach Oberdeutschland hatte zwar vor Luther begonnen, aber viele Wörter sind erst durch ihn gemeinverständlich geworden. Schließlich hat er dadurch höchst bedeutend gewirkt, daß die Lutherische im Laufe der nächsten Menschenalter in alle Schichten des Volkes eindrang. Als Luther seine Schriftstellertätigkeit begann, fand er fünf hochdeutsche Drucksprachen vor; aber schon 1503 kennt selber nur noch drei, nämlich die donauische, die forstliche und die kaiserliche, die höchstheimsche, in der Schweiz und im Elsaß, und die mitteldeutsche, die schon die Lutherische schlechthin ist und also bereits die beiden anderen mitteldeutschen Drucksprachen in sich aufgefogen hat.

Die selbstverständliche Tatsache, daß der Sieg eines bestimmten Dialekts seine Hauptursache in der wirtschaftlichen Vorgeschiedenheit jener Gegend hat, die ihn spricht, ist leider noch nirgends untersucht worden. Der sächsische Staat war schon zur Zeit der Reformation das ökonomisch entwickelteste der deutschen Vaterländer.

Timm Kröger.

„In diesen Zeiten will ich von einem Dichter schreiben, den die Literatur, aber das Volk noch nicht kennt. An der Ökonomie der Dichtmarschen, dieser „Wälder des Nordens“, in einer Landschaft, die noch, möchte ich sagen, eine gewisse Menschlichkeit gegenüber unserer Kultur und jedenfalls ungebrochenes Volkstum bewahrt hat, ist er geboren — Timm Kröger.“ Mit diesen Worten hat Detlev v. Liliencron vor 10 Jahren den Dichter Timm Kröger beim deutschen Publikum eingeführt, und der am 60. Geburtstag dieses Meisters deutscher Erzählungskunst geäußerte Wunsch, sein Werk möge die Aufnahme finden, die es verdient, hat sich an seinem 70. Geburtstag (20. November) erfüllt. Wir berechnen in diesem Jahrbuch norddeutschen Lebens und norddeutscher Menschen einen ersten Heimatdichter. Wie kein anderer Landmann und dichterisches Vorbild Theodor Storm ist auch Kröger seinem Beruf nach Jurist gewesen. So kam er bei einer ausgeübten Landpraxis in nahe Verührung mit dem Volk, und da er selbst einem uralten Bauerngeschlecht entstammte, so blieb ihm nichts verborgen in den Herzen dieser Menschen, die sich sonst so scharf dem Blick erschließen. In diesem Sinne ist er ein Bauer geblieben, sagt Liliencron von ihm.

Mit 17 Jahren hat der Stierler Rechtsanwält 1891 sein erstes Buch „Eine stille Welt“ veröffentlicht, lose Bilder und Geschichten, oft mehr Gedichte in Versen, als wirkliche Erzählungen. Der Landvogt von Kellinghusen, Liliencron, ermunterte den vielbeschäftigten Juristen, die in ihm wohnende Wüste der Poesie, die der Astenraub zu vertrocknen drohte, zu hegen und zu pflegen. Es folgten einige andere Erzählungen, die die große Begabung Krögers, seine Kunst der Gestaltung und Charakteristik, in ein reineres Licht hoben. Aber zur vollen Reife entwickelte sich sein Erzählertalent erst, nachdem er im Jahre 1903 die drückendsten Amtsgeschäfte von sich geworfen hatte und sich ganz seinem Schaffenswidmen konnte. Von da an erschienen Schlag auf Schlag eine Reihe von Meisterstücken, deren Krönung wohl die Novelle „Am den Bergoll“ ist. (Eine Anzahl davon, darunter „Die alte Truhe“,

armen Kerle zu holen, aber wir können nicht heranz, die feindliche Artillerie besetzt das ganze Gelände und so unregelmäßig, daß man an keiner Stelle sicher ist.

Also geht es abends wieder vor. Mit der Zeit kommt man dahinter, daß wenig Mannschaft, tüchtig angreifend, ebensobiel leistet, wie ein Haufen, wo man sich im Wege steht. Dazu kommt, daß wir die Verwundeten von dem Sammelstellen holen, wo sie die Krankenträger der Truppe schon hingeschleppt haben. Da auch die oftmals erst nachts herantommen können, liegen manche mit dem ersten Verband zwei Tage, allerdings sind Ärzte an den Sammelstellen.

So machsteln dann die Patrouillen ab. Wir sind in dem Monat wohl nur viermal draußen gewesen, gestern nun wieder hier in Pargny. Der Dienst ist eingeteilt.

Wie geht es nun zu, wenn das Feldlazarett so lange an einem Plage liegt?

Abends kommen die Wagen mit den Verwundeten. Ein Teil der Krankenwagen laden sie aus und bringen sie zu den Ärzten in den Operationsraum. Sind sie verbunden, in die Verwundetenzelle, die dicht vor dem Schloß im Park aufgeschlagen sind; vor ihnen brennen hohe Feuer. Ober aber sie kommen gleich in die eingerichteten Häuser, die Schule oder Kirche, die ausgeräumt sind. So ging es in den ersten zwei Wochen die halbe Nacht. Eine Patrouille (das sind immer 12 Mann) hat Woche, eine andere muß vormittags die Verwundeten zum Raufehen den Ärzten in das Operationszimmer tragen. Andere haben als Krankenpfleger zu tun in den Häusern. Da 14 Patrouillen in der Kompagnie sind, haben wir an manchen Tagen gar nichts zu tun.

Um Quartier hat sich niemand gekümmert, jeder ist im Dorf untergekommen, wo er Platz fand. Am Tage muß alles im Schloßgarten sein. Da haben die einzelnen Patrouillen denn bald eine Feuerstelle gebaut, wenn es regnet, die Zellbahnen darüber oder auf den Boden gestrichelt. Unsere Patrouille hat sich in eine Kiste des Treibhauses gestrichelt. Hier ist es zwar feucht, aber der Regen kann nicht herein, und an den Seiten ist Platz für die Affen, in der Mitte können 10 Mann liegen. Wir gehen drei Mann in einem Pferdestall schlafen. Mit der Zeit haben wir Stühle, fein gepolstert, ein paar Bänke aus der Kirche um unsere Feuerstelle, die aus Sandsteinen aus der Mauer gebrochen, wirklich schön aufgebaut ist. Im Treibhaus steht eine eigene Maschine, und Holz und Kohlen sind massenhaft vorhanden. Da liegen Kartoffeln, und so gibt es bald Butter, wenn wir Salz haben; halb Schmorbraten mit Kartoffeln, ja, ich habe schon Wollweef zum Frühstück gehabt. Allerdings ist die Fleischlieferung mangelhaft, oft setzt sie aus, dann ist wie im Zoologischen Garten Posttag für die Raubtiere.

So sind denn bis zum 18. 10. die Tage hingegangen, und nun sind wir wieder hier in Pargny. Unsere Fleischlieferung hat aufgehört, das Quartier ist schlechter, wenn auch so, daß wir es ganz gut aushalten; unsere Feuerstelle fehlt uns abends, wo die Post uns die Zeitung bringt, die dann gelesen wird.

Du siehst, bisher ging es leidlich, und wir hoffen, daß wir das Kommando aushalten, wenn die große Schlacht an der Aisne zu Ende ist. Was? Ja, das wissen die Götter! Hoffentlich bald! . . .

4) Zehn Wochen Sanitätsdienst. (Schluß.)

Wir treffen keine Gruppen Infanterie, die von vorn kommen. „Was wollt Ihr denn, da vorn ist nichts mehr, Ihr kriegt Feuer!“ Bis an die Wägen auf der Höhe kommen wir, legen uns in den Graben, der Leutnant reitet vor. Am Dorf spielen wie gestern die Schrapnells. Da kommt wieder der Flieger, er kann nur uns sehen, sonst ist alles leer. Wenn nur nicht wieder wie gestern jetzt die Dinger näher kommen! Wir drüffeln ein vor Müdigkeit. Da — jäh! Antz — Sand fliegt uns um die Ohren, und wieder platzt die nächste Granate bei uns, immer zurück, die Wagen jagen zurück, die Busse reißt kaum aus, immer zurück, die zurück, und krachend legen die Granaten die Straße hinauf, die wir zurück müssen. Auf einem Wagen ist ein Leichtverwundeter, er erhält noch eine Brustverletzung. Im Schloßgarten angekommen, steht die Kompagnie fertig zum Abmarsch. Unser Kollege A. fehlt, er lag neben mir im Graben. Wir rücken auf die Dorfstraße. Artillerie steht zur Deckung des Rückzuges links am Feld. Da kommt unser Kollege verbunden heran, ebenso unser Unteroffizier, den Arm in der Binde, A. hat einen Granatplitter durch den Rücken unter der Haut hinauf, am Hals heraus und zur Wade wieder hinein, wo er deutlich sichtbar stecken blieb. Noch einige von uns sind verwundet, keiner schwer, sie bleiben im Lazarett zurück.

Nun beginnt der Rückzug, den Tag, die Nacht durch bis gegen 4 Uhr früh, wo wir zwei Stunden im Graben ruden. Dann geht es wieder weiter nach dem Marneval über Groue nach Norden. Am 9. September schlagen wir bei Couvergnon das Feldlazarett auf freiem Felde auf. Das Gut an der Straße hätte sich gut geeignet, aber es brennt darin. Gegen Abend ruden wir vor, Verwundete zu holen. Ein Teil wird bald zurückgeschickt; so liegt ich denn bald bei Kapau, den es heute zum ersten Male ein Viertel Liter gibt, auf dem Felde. Das Feldlazarett übernimmt Tags darauf den Verbandplatz, und wir rücken in der Richtung auf Soissons weiter, das wir am 11. September passieren. Ein neuer Marsch jeden Tag auf den zerfahrenen Straßen über die aufgeweichten Pflaster. So sind wir bei Boboug am späten Abend des 12. September angelangt. In Strömen gießt der Regen herab. Ritt in eine Scheune, die zu beiden Seiten bis unter das Dach voll Stroh ist.

Nach einem kurzen Marsch sind wir in einem großen Gutshof, Lamont-Raison. Den ganzen Tag Ruhe, ein wenig Winden reizen und wideln. Hier erreicht uns endlich nach 14 Tagen die Feldpost, eröffnet eine Annahmestelle im Wohnhaus. Am großen runden Tisch in der großen Stube sitzt der Postbeamte und nimmt Anweisungen an. Alles steht voll. Der Mann arbeitet, fast alle schreiben ihre Anweisung, schicken das überflüssige Geld nach Hause. In einem Berliner Zweigpfeifen kann auch nicht mehr aufgefördert werden. Von morgens 9 bis abends 6 Uhr hört der nicht ab-

reichende Strom der Absender nicht auf. Hier erhalte ich von Louis die ersten Zigaretten, sind vier Wochen unterwegs.

Wo wir uns am Tage ausgeruht haben, liegen wir auch nachts, in der Scheune, marschbereit, und beiseiten geht es auch ab. Fünf Kilometer bis Pargny, von wo ich dies jetzt schreibe. Es ist noch dunkel, da stehen wir auf der Dorfstraße, unsere Wehnhupe schlirrend. Es regnet wieder. Bei Tagesanbruch liegen wir bald alle in einer Scheune. Eine Stunde nach der anderen vergeht. Wir gehen auch in ein verlassenes Haus. Die Maschine ist noch warm. Jäger, Kaffee finden wir und einen Vagen Bäckfleisch. Wir gehen aus Kochen. Da heißt es antreten. Schnell das Fleisch in ein Tuch und oben auf den Affen. Es geht nicht weit, im Schloßgarten wird das Gepäck abgelegt, der Verbandsplatz aufgeschlagen. Wir rücken mit den Wägen vor, denselben Weg zurück, den wir nachts gekommen. Der Berg ist steil, rechts fällt er ab in ein herrliches Tal, dort liegt Filain, wo wir später über einen Monat lagen. Im Feldrain wird gehalten. Das Artilleriefeuer ist sehr stark, an der Straße offen wir zu Mittag. Danach geht es ein Stück weiter. Nachts im Feld stehen die Batterien und feuern, und vor uns, auf der Höhe des schwach hügeligen, von Schluchten durchschnittenen Feldes, spielen die Schrapnells. Wir halten auf der Straße, wo in Abständen von etwa 50 Meter je ein Artilleriestück leiblich gedekt liegt, bis vorn an der Beobachtungsstelle. Sie geben an die Batterie die Entfernung und Feuerzeit weiter, die vorn bestimmt wird.

Aus der Schlucht vor der Höhe, auf ihr aus einem kleinen Häuschen, von den Strohmieten weg, wo sie gesammelt sind, holen wir die armen Kerle zurück in die Wagen. So geht es eine Zeitlang hin und her. Wir sehen, wie Infanterie auswärts und einschließen will; des starken Infanteriefeuers wegen bleibt sie hinter der Höhe noch liegen. Unaufrichtig bekräftigt das feindliche Artilleriefeuer den Hügelrücken. Eben laden wir einen der letzten ein; der Rittmeister hat sich eine Flasche Wein bringen lassen, da kratzt bei uns eine Granate. Nun aber zurück. Die Wagen jagen wie wild die Straße hinab; wir laufen rechts aufs Feld, an einer Erhöhung uns hinwerfend. Aber pünktlich spielen sie auch hier, nur zu hoch, als daß sie uns in vollem Maße gefährlich werden können. Immerhin haben zwei Mann ihr Teil weg, leicht der eine, Verletzung am Auge, der andere hoch oben am Oberstirnel einen Schrapnellschlag.

Bis in einen verlassenen Schützengraben laufen wir zurück und gehen dann im Dunkeln nach Pargny zurück. Auf einem Heuboden finden wir Platz, ein schönes Lager. Vorher loden wir im Hause vorn die Bäckfleisch. Die alte Frau schreit immerfort: „Malheur, Malheur“, läßt sich gar nicht beruhigen. Wir essen uns tüchtig satt und haben noch ein gutes Frühstück übrig. Gegen 11 Uhr ist das Infanteriefeuer äußerst heftig, hört sich so an, als ob es 100 Meter von uns wäre, aber wir schlafen ruhig ein. Am 14. 9. gehts nach Filain, eine halbe Stunde. Wieder ein Kanqu, schönes Schloß, 1797 erbaut, sehr schön eingerichtet. Nun spielt sich unser Leben anders ab, besser für uns. Und wenn wir vorher genötigt hätten, daß wir einen Monat dableiben, hätten wir es noch besser eingerichtet.

Im ersten Tage hier versuchen wir wieder vorzugehen, um die

„Der Einzige und seine Liebe“, „Griff“, „Erhaltung der Kraft“, sind in unserem Unterhaltungsblatt erschienen. Eine Gesamtausgabe herab der Verlag von A. Janssen in Hamburg vor.) Ihre stark stimmige und ihren vollen warmen Duft ziehen alle seine Geschichten aus der heimischen Erde. „Ich kann den Gegenstand meines Schaffens nicht frei wählen“, hat er einmal gesagt, „immer und immer wieder zieht es mich aufs Land, nach dem Dorf, in dem ich geboren und groß geworden bin. Ja, im Grunde sind alle meine Dörfer das eine, hin und wieder verkappte Dorf. . . Ich bin Heimatsdichter, weil mir die Sehnsucht nach Jugend und Heimat die stärksten Impulse gibt.“

Aber mehr noch als die Landschaft loden ihn die Menschen und ihr Tun und Treiben. Ein Seelenforscher ist er von dramatischer Gewalt. „Innere Vorgänge und ihre Darstellung scheinen mir der Gipfel der Erzählungskunst.“ Wie jedem wahren Dichter genügt ihm die Schilderung der Wirklichkeit nicht. „Ich bin Realist oder bemühe mich doch, es zu sein.“ lautet sein Glaubensbekenntnis, „ein Panatiker oder bin ich nicht. Ich will mir bewußt bleiben, daß ich nicht die Dinge selbst sehe, sondern ihre Abbilder erkläre, wie sie sich in der Vision des Dichters darstellen. Ein zartes Blau der Ferne soll für und für Dinge und Personen umweben . . .“

Theater.

Schiller-Theater Berlin O: „Die Reubermöhlen“ von Björnson. „Amphitryon“ von Kleist. Björnsons Stück gibt einen ungeklärten Fall Nora, wie ja dieser Autor überhaupt ein Vorläufer war, einen ungeklärten Fall Nora in zweifachem Sinne, denn die Nora ist hier der Mann, und er emanzipiert sich mit bestem Erfolg. Tiefere Probleme werden in dieser konstruierten Affäre nicht aufgedeckt, eine Weltanschauung steht nicht zur Debatte. Höchstens etwa die, daß die Frau dem Manne anhangen soll. Und viel tiefsinniger sind ja die Pointen in Björnsons Dramen selten oder nie. Er rückt, wenn man von der Psychologie absteht, weit näher zu La Fontaine als zu Ibsen. Den norwegischen Bauern hat er nie abgelegt, und das ist für die Kunst immerhin kein Vorteil.

Was Björnson zu wenig, hatte Kleist zuviel. Rüste Kolläre den Mythos zu einer böstlichen Offenbarung aus, so hielt Kleist sich in höherem Grade an das mythische Moment und erreichte so etwas wie eine feierlich-seitliche Allegorie auf die heilige Dreieinigkeit. Das Wesentlichste war ihm aber auch hier das Erkenntnisproblem. Die Klavierspieler, diese wunderlichen Individuen, setzten sich ja gründlich mit der Philosophie, also mit dem Kern ihrer zeitgenössischen Wissenschaft, auseinander — während die heutigen Künstler aus guten Gründen die Fortschritte und Konsequenzen der Gesellschaftswissenschaften (als des heutigen Wissenschaftszweigs) unbeachtet lassen. Kleists Dramen nun sind ein fortwährender Kampf mit dem Ding an sich. Wie sehr ihn Kant beschäftigte und plagte, zeigen ja auch seine Briefe. Inzwischen hielt er sich, wie seine ganze Umwelt, an den zweiten Kant, nicht an den empirischen Realismus, sondern eben an jenes Ding an sich, das die zweite Auflage der „reinen Vernunft“ unsicher macht. Und so verhängnisvoll für ihn persönlich diese Skepsis wurde, so

tief hat sie ihn in das innerste Wesen des Tragischen eingeführt. Die intellektuelle Beschränktheit zwingt letzten Endes die moralische Schuld. Auch im „Zerbrochenen Krug“ liegt das Erkenntnisproblem vor, und es ist, als ob Kleist, der ja dieses Stück gleich dem „Amphitryon“ in der glücklichsten und heitersten Periode seines sonst so düsteren Lebens schrieb, einmal mit dem spukhaften Ding an sich hätte seinen Scherz treiben wollen, um sich gleichsam an ihm zu rächen. Zugleich zeigt eben die Natur des „Amphitryon“, wozu der Weg über den zweiten Kant hinaus führen mußte.

Die Darstellung dieser Werke zeugte im ganzen mehr von Fleiß als von Genie — aber das liegt nun einmal in diesen Zeiten. Besondere Leistungen, außer in einzelnen Zügen, kamen für mein Empfinden nicht vor.

R. F.

Kleines Feuilleton.

Befonnene Gelehrte.

In dem unermüdbaren Gelehrtenkrieg, den das „Es-ist-nicht-wahr“-Manifest der deutschen Professoren entfesselt hat, hat jetzt auch die Barriere „Ecole pratique des Hautes Etudes“, die eigentliche Gelehrtenschule Frankreichs, das Wort ergriffen. Auch sie protestiert in folgender, von Louis Fabet für die philosophisch-historische und Maurice Vernes für die religionswissenschaftliche Sektion unterzeichneten Einrede:

„Die Schule legt um so mehr Gewicht darauf, ihre Stimme hören zu lassen, als sie an den ausländischen Universitäten zahlreiche alte Schüler und Freunde besitzt. Nach dem Kriege von 1870 auf Initiative Viktor Duruy gegründet, hatte die Schule die Aufgabe, in Frankreich eine Einrichtung einzuführen, die zu einem großen Teil die Stärke der deutschen Universitäten ausmacht, nämlich die Seminare, wo eine Anzahl Schüler mit dem Lehrer zusammen arbeiten. Die Schule weiß, was sie alles Deutschland, seinen Professoren und seinen Schülern schuldet. Um so mehr ist sie entschlossen, zu erklären, mit welcher Trauer sie seit 1871 die immer kühneren Versuche wahrnimmt, die Wissenschaft von ihrem Ziel abwendig zu machen und zu verfälschen. Sie protestiert gegen das Streben, die Wissenschaft in den Dienst des militärischen Ehrgeizes zu stellen. Für sie ist die Zivilisation keine rationales Eigentum, und die einzige achtenswerte Kraft ist diejenige, die das Recht der kleinen Nationen wie das der großen sichert: Gladius legis custos (Das Schwert als Hüter des Gesetzes).“

Wie heiß sind die Sterne?

Bei der Verfolgung des Problems, die wahre Größe der Fixsterne zu bestimmen, haben die Astronomen auch die Temperaturen der Sterne bestimmen müssen, und dabei sind sie zu Ergebnissen gelangt, die beim Nichtachmann, wie so vieles in der Astronomie, ungläubiges Staunen auslösen. In einem fesselnden Vortrag über „Durchmesser und Temperaturen der Fixsterne“, den Prof. A. Kessler für den „Prometheus“ geschrieben hat, finden sich eine Reihe neuer und neuester Temperaturbestimmungen von Fixsternen zusammengestellt.

Scheiner und Wilsing haben am astrophysikalischen Institut in Potsdam die Temperaturen von 100 Sternen bestimmt, und es stellte sich heraus, daß die weißen und bläulichen Sterne eine Temperatur von mindestens 8700 bis 9600 Grad haben; die gelblichen Sterne (zu ihnen gehört auch die Sonne) haben Temperaturen zwischen 4000 und 6800 Grad und die rötlichen solche zwischen 3200 und 4000. Diese Zahlen sind jedoch nur untere Grundwerte und werden von den Astronomen daher als „effektive Temperaturen“ bezeichnet. Im folgenden seien einige bekannte Sterne mit der ermittelten Temperatur zusammengestellt: Albi = 13 800, Sirius = 12 200 Grad, Vega = 12 000, Polarstern = 8200, Sonne = 5800, Capella = 4700, Pollux = 4400, Aldebaran = 3500, Arkturus = 3500, Betelgeuze = 2900. Die ersten dieser Sterne sind trotz der ungeheuren Lichtmenge, die sie ausstrahlen, nicht viel größer als die Sonne. Unter den „kalten Sternen“ dieser Zusammenstellung (von Capella bis Betelgeuze) finden sich dagegen Himmelskörper von riesigen Ausdehnungen. Nach einer vorläufigen Mitteilung des Herrn S. Rosenfeld-Lüdingen fand dieser auf der Sternwarte in Göttingen durch Spektralbeobachtungen an hellen Sternen des Nordhimmels drei Sterne mit effektiven Temperaturen über 400 000 Grad, 22 mit über 20 000 Grad, 15 zwischen 10 000 und 20 000, für die Sonne 4950 und andere Sterne bis zu 2150 Grad.

Notizen.

— **Theaterchronik.** Im Deutschen Künstlertheater ist die Uraufführung von August Strindbergs „Luther“ auf Donnerstag, den 3. Dezember, festgesetzt. — Im Deutschen Theater gelangt als nächste Neuenitubierung Sebells „Genabeba“ zur Aufführung.

— **Vorträge.** Das Institut für Meereskunde veranstaltet auch diesen Winter wieder seine Vorträge (s. Z. mit Lichtbildern). Dienstag den 1. Dez., spricht Vizeadmiral S. Kirchhoff über „Englands Walfang und bisherige Ausmachung zur See“. Freitag, den 4. Dez., Professor O. Doering über „Ruslands Drang zum Meere“. Beginn der Vorträge 8 Uhr abends. Eintrittskarten zu 0,25 M. von 7 Uhr an in der Geschäftsstelle (Georgenstr. 34/36).

— **„Dokumente der Menschlichkeit“** aus diesem Kriege sammeln als Gegengewicht zu den von einem anderen vorbereiteten „Dokumenten des Hasses“ Herr Alfred Knapp in Zürich, Volkesstr. 58.

— **Heiden und Soldaten.** Die Direction der Disconto-Gesellschaft widmet, wie so viele andere Unternehmer, ihren gefallenen Angestellten in den Zeitungen Nachrufe. Wertwürdigerweise haben danach die Beamten den Heidentod, die Lehrlinge und Kassenboten nur den Soldatentod! Wir sind erfreut, daß es gerade ein Blatt der Beamten, „Der deutsche Bankbeamte“, ist, das gegen diese Unterscheidung als ungehörig protestiert. Das Blatt schiebt seine Zurückweisung: „Wie arm sind doch die Leute, denen der wahre Geist der Kameradschaft, welche ihren ergreifendsten Ausdruck in dem gemeinsamen Soldatengrab in Feindesland findet, fremd geblieben ist!“

Todes-Anzeigen



Dem Andenken unserer auf dem Kriegsschauplatz
gefallenen Genossen!

Am 22. Oktober ist der Genosse

Wilhelm Andreasson

(Bezirkt. 49)

auf dem Schlachtfelde im Westen gefallen. 207/6

Sozialdemokr. Wahlverein f. d. 2. Berliner Reichstagswahlkr.

Gefallen in einem Gefecht am 8. November

Philipp Hildebrandt

Greifswalder Str. 203. 228/16

Sozialdemokr. Wahlverein f. d. 5. Berliner Reichstagswahlkr.

Am 16. November fiel in dem Grenzgefecht im Osten der Arbeiter

Karl Babin

Gumbener Str. 52, 13. Abt. Bez. 712.

In den Kämpfen im Westen der Arbeiter

Stanislaus Zielinski

Gartenstr. 69, 10. Abt. Bez. 625. 233/17

Sozialdemokr. Wahlverein f. d. 6. Berliner Reichstagswahlkr.

Am 25. Oktober im Westen gefallen unser Genosse, der Arbeiter

Emil Hardt

Dierstr. 38, 16. Bez. 204/18

Sozialdemokratischer Wahlverein Neukölln.

Am 27. Oktober fiel im fernem Westen unser Genosse

Robert Schmidt

Sponholzstr. 34, im Alter von 31 Jahren. 15/20

Sozialdemokr. Wahlverein Berlin-Schöneberg, Bezirk 11.

Bei den Kämpfen im Osten fiel der Arbeiter

Max Liehr

Ullnaustr. 5. 251/13

Sozialdemokratischer Wahlverein Charlottenburg.

Bei den Kämpfen im Osten fiel der Lederzurichter

Max Richter

Leffingstr. 12. 10/6

Sozialdemokr. Wahlverein Niederbarnim, Bez. Lichtenberg.

Bei den Kämpfen in Rußland fiel am 5. November unser Ge-

Hermann Sternberg

nosse, der Arbeiter 18/18

Sozialdemokratischer Wahlverein Weißensee, Gruppe 10.

In den Kämpfen auf dem östlichen Kriegsschauplatz vom 14. bis

Heinrich Brodkorb

16. November fiel der Arbeiter 16/16

Sozialdemokr. Kreiswahlverein Niederbarnim, Bezirk Weißensee.

Am 30. Oktober fielen im Lazarett in Stettin unser Genosse

Ernst Raake

und der Arbeiter 24/7

Sozialdemokr. Kreiswahlverein Niederbarnim, Bez. Niederschönhausen.

Bei den Kämpfen im Westen fiel am 8. November der

Johann Korolewski

Genosse 290/12

Sozialdemokr. Wahlverein Spandau, Bez. Nonnendamm.

Deutscher Transportarbeiter-Verband

Bezirk Groß-Berlin.

Folgende Kollegen sind im Felde gefallen:

Gust. Biedermann, Industriearbeiter.

Peter Blatz, Geschäftsfahrer.

August Brietzke, Kohlenarbeiter.

Walter Grüneberg, Speicherarbeiter.

Adolf Grunwald, Konsumangestellter.

Walter v. Hagen, Kohlenarbeiter.

Karl Heners, Geschäftsdienner.

Alvin Herzer, Industriearbeiter.

Emil Hoefft, Kohlenkutscher.

Karl Janke, Industriearbeiter.

Franz Käsler, Industriearbeiter.

Emil Lubitz, Geschäftsführer.

Paul Rose, Kohlenarbeiter.

Karl Sakulowski, Expeditionсарbeiter.

Otto Sannow, Geschäftsdienner.

Heinrich Seyfferty, Privatfahrer.

Valent. Schimmelpfennig, Bratler-

träger.

Oskar Strauß, Privatfahrer.

Georg Streit, Kalkkutscher.

Paul Ziemke, Warenhausdienner.

Ehre ihrem Andenken!

Die Bezirksleitung.

Verein der Stereotypen u. Galvanoplastiker

Berlins und Umgegend.

Unsere Mitglieder die trau-

rige Nachricht, daß unser lieber

Kollege

Bruno Müller

im Alter von 22 Jahren, am

16. November im Kampf für das

Vaterland in Belgien gefallen ist.

Ehre seinem Andenken!

Der Vorstand.

Radfahrerverein Frohsinn, Berlin.

Mitglied der Unterstättungs-

vereinsvereinigung Chornitze.

Auf dem Schlachtfelde fiel im

treuen Pflichterfüllung unser lieber

Sportgenosse

Gustav Tiegs.

Wir rufen ihm ein Ruhe sanft!

in fernder Erde nach.

Der Vorstand.

Rein von der Heimat, auf

ruhmreichen Boden, fiel am 26. Ok-

ttober unser geliebter Sohn,

Bruder und Schwager, der Ge-

freite der Reserve 146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11

146/11